

Kindersegnung

Markus 10,13-16, Matthäus 19,13-15, Lukas 18,15-17

Diese uns wohlbekannte Geschichte von der Kindersegnung ist eine recht vordergründige Geschichte: Es geht um die Kinder und ihre Stellung in unserer Lebensgemeinschaft – sei es in der Gesellschaft, sei es im Haus, sei es in der Kirche. Vorher nimmt Jesus zur Frage der Ehescheidung Stellung, hinterher berät er den reichen Jüngling in der Frage des Reichtums.

Ehe – Kinder – Eigentum: das sind in solchen Zusammenhang behandelte, jederzeit aktuelle und problematische Fragen unseres Alltags.

Aber Jesus bespricht diese vordergründig alltägliche Frage nach den Kindern sehr hintergründig. In unserer Erzählung wird das Vordergründige transparent für das Hintergründige, und das Hintergründig - Ewige wird bedeutsam für das Gewöhnliche. Alltag und Sonntag verschlingen sich. Das Weltliche und das Göttliche begegnen unter demselben Horizont. Das für uns oft so schemenhaft Getrennte findet sich wieder.

Unser Blick richtet sich zuerst auf das Vordergründige. Auf die Kinder, die zu Jesus gebracht werden und auf die Jünger, die sie abwehren. Ihnen, die viele Menschen zu Jesus geführt haben, ihnen sind die Kinder lästig. Ihre abwehrende Geste zwingt uns, über das Verhalten der Menschen überhaupt den Kindern gegenüber nachzudenken.

Zur Zeit Jesu fand man im allgemeinen nichts dabei, Kinder, die man nicht wollte, auszusetzen. Kamen sie mit dem Leben davon, war das ein Gottesurteil; kamen sie um, auch.

Die Christen errichteten Findelhäuser. Dorthin gaben sie bis in unsere Zeit die ihnen lästigen Kinder. Dort starben sie meist; nur wenige wurden zu brauchbaren Menschen. Auf dem Lande blieben sie zu Hause- und mussten von klein auf arbeiten. Als die Industrie wuchs, kam es zu der Kinderarbeit in den Fabriken.

Hitler brauchte die Kinder im Bevölkerungskampf. In Werner Höfers Frühschoppen hörte ich einen Afrikaner sagen, Geburtenbeschränkung käme für sie nicht in Frage: Kinder seien die Waffe der armen Völker gegen die reichen Nationen. Und wir: Wir halten es inzwischen weithin für das geringere Übel, die Kinder schon im Mutterleib zu töten, als sie lieblos aufwachsen zu lassen, sie in Kinderkrippen abzuschieben, ihnen einen Schlüssel um den Hals zu hängen, weil Vater und Mutter gemeinsam dem nötigen Lebensstandard oder ihrer angeblichen Emanzipation nachjagen müssen.

Ich weiß, das ist nur die eine Seite. Die andere Seite gibt es auch. Entbehrungsvolle, selbstlose verantwortungsreiche Liebe der Eltern und Großeltern. Und es gibt den Schmerz der vielen, denen Elternschaft versagt ist.

Aber die andere, die dunkle Seite bleibt, und sie entspricht der dunklen Seite unseres Lebens überhaupt: Kinder als Mittel zum Zweck; ihr Wert wird von ihrem Nutzen bestimmt. Nicht sie selbst zählen, sondern nur die Leistung zählt, die sie erbringen. Selbst manche Liebe zu Kindern kann mit dieser dunklen Seite pervertiert werden. Wir sprechen dann von Affenliebe: Man liebt die Kinder wie das Schoßhündchen oder die Siamkatze: nicht um ihretwillen, sondern weil wir etwas zum Lieben brauchen. Jesus lässt die Kinder zu sich kommen.

Damit dokumentiert er jenseits allen Kitsches und aller Sentimentalität, dass die Kinder gleich ursprüngliche Geschöpfe mit den Erwachsenen sind, so wie ja auch die Alten und Schwachen nach

biblischen Verständnis ebenso zu ehren sind wie die Leistungsstarken, die im Zenit ihres Lebens stehen.

Wohlgemerkt: Jesus lässt die Kinder zu sich kommen. Die Kinder werden gebracht. Sie sind noch unselbständig, behütet; sie sind noch richtige Kinder. Jesus zwingt sie nicht in Erwachsenenkleider, wie man es zu Zeiten getan hat. Es ist keine Rede von antiautoritärer Erziehung, Emanzipation oder was dergleichen Schlagworte mehr sind, mit denen wir signalisieren, dass es eigentlich eine Beleidigung ist, Kind zu sein. Er sagt nicht: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“, so dass ihm die Kinder nur etwas gelten, weil sie einmal Erwachsene sein werden.

Er nimmt die Kinder an, die Kinder. Er lässt den Menschen also so gelten, wie er ist. Und damit wird etwas von dem Hintergrund sichtbar, von dem sich unsere vordergründige Szene aufbaut:

- Gott nimmt uns so an, wie wir sind.
Er erlaubt uns damit, auch uns selbst so anzunehmen, wie wir sind.
- Gott will nicht, dass wir ständig vor uns weglaufen.
- Gott akzeptiert uns, nicht ein Bild von uns: darum dürfen wir uns auch selbst akzeptieren, und brauchen nicht Bildern nachzulaufen, die wir oder andere uns als Wunschbilder vor Augen stellen.
- Der Mensch zerbricht nicht an dem, was er ist, sondern an der Unzufriedenheit mit dem, was er ist, in der Spannung zwischen Wirklichkeit und törichtem Traum.

Das Kind darf Kind sein und wird als Kind geachtet und geliebt; denn Gott, der das Herz anschaut, will uns wirklich, nicht unsere Träume. Lassen wir die Kinder also Kinder sein und haben wir sie so lieb als Ebenbilder Gottes.

Wer alt ist, darf sich mit seinem Alter annehmen. Er braucht nicht in fremde Zeiten zu fliehen. Gott kennt ihn und hat ihn angenommen.

Wir kennen unsere Schwächen. Wir bekämpfen sie. Aber nicht alle Schwächen lassen sich erfolgreich bekämpfen. Niemand braucht mit dem Kopf durch die Wand. Wer einen guten Kampf kämpft, weiß auch, wo er darin stark sein soll und darf sich selbst anzunehmen.

Es hat keinen Sinn, vor seiner Schuld zu fliehen. Wir werden sie doch nicht los. Gott akzeptiert uns als Schuldige. Dann brauchen wir auch dort nicht vor uns wegzulaufen, wo wir vor uns erschrecken.

Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit? Gewiss! Er würde sonst die Unweisen verachten. Aber wir sollen uns auch der Weisheit nicht schämen, die Gott uns gegeben hat. Wie dürften wir seine Gaben verachten?

Ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke? Gewiss! Er würde sonst die Schwachen verachten. Aber verachten wir auch unsere Stärken nicht, sondern gebrauchen wir sie recht.

Ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums? Gewiss! Er ist meist unverdient. Aber wenn wir dafür danken können, dürfen wir ihn auch nicht verachten, sondern sollen ihn verantwortlich gebrauchen.

Seien und bleiben wir also, was wir sind. Das gehört zur Freiheit eines Christenmenschen. Sagen wir allen Gedanken ab, die uns ständig von uns selbst weg emanzipieren wollen. Seien wir Mann oder Frau, Jung oder Alt, schön oder hässlich, geschickt oder ungeschickt, schuldig oder unschuldig. Wenn wir den Herrn Christus lieben, sind wir dabei auf gutem Weg.

Aber kehren wir von diesem Hintergrund noch einmal zum Vordergrund der Geschichte zurück. Man bringt die Kinder zu Jesus, damit er sie anrühre. Das erinnert an die vielen Kindergeschichten, in denen Jesus Kranken, Besessenen, Blinden, Schuldigen hilft, indem er sie anrührt. Man bringt also die Kinder zu Jesus, weil man auch für die Kinder auf Heil, auf Erlösung hofft.

Und Jesus enttäuscht die nicht, die sich mit den Kindern an ihn wenden. Er legt ihnen die Hände auf und segnet sie. Er stellt sie in die bewahrende Nähe Gottes. Er hilft und heilt.

Jesus nimmt die Kinder nicht nur als Menschen ernst und für voll, sondern auch als Christen. Sie sind vollgültige Glieder des Volkes Gottes, Teilhaber seiner Herrschaft, sozusagen die Finger an seinem Leib. Sein Segen, seine Gnade, seine Liebe, sein Heil gilt ihnen wie den Erwachsenen. Sie werden heilvoll angerührt und darum auch mit ihrem Unheil ernst genommen.

Unsere Geschichte weiß nichts von jener oft beschworenen Unschuld der Kinder. Man braucht nicht erst von einer jugendlichen Bande auf den Straßen unserer Stadt ausgeraubt worden zu sein, um zu wissen, dass die Kinder so wenig unschuldig sind wie wir Erwachsene. Sie können ebenso unbarmherzig miteinander umgehen wie wir Erwachsene. Sie sind ebenso egoistisch wie wir. Sie nehmen ihren Vorteil wahr, sie quälen, sie lügen – sie sind wie wir. Das „wir sind allzumal Sünder“ umschließt uns alle: klein und groß, jung und alt.

Nicht von ungefähr wird deshalb seit der frühen Zeit diese Geschichte bei der Taufe der Kinder verlesen. Manche Forscher meinen sogar, die Geschichte von der Kindersegnung sei von Anfang an in Blick auf die Kindertaufe erzählt worden.

Aber daran lässt unsere Geschichte keinen Zweifel: Die Kinder gehören ebenso wie die Erwachsenen in den Bund Gottes und in seine Gemeinde. Wenn von Sünde und von Gnade, von Gesetz und Evangelium, wenn von Glauben und von der Rechtfertigung des Gottlosen gesprochen wird, dann sind sie mit gemeint.

Damit wird ein zweiter Hintergrund unserer Geschichte sichtbar, ein Hintergrund jenes Hintergrundes, den wir zuerst nannten. Warum nimmt Gott die Kinder und uns an, wie wir sind? Warum zählen vor ihm die Unterschiede von Kind und Erwachsenen nicht, nicht die Unterschiede von Stark und Schwach, von begabt und unbegabt, von gesund und krank, die Unterschiede, die uns so vieles, oft alles bedeuten? Weshalb können wir selbst uns annehmen, wie wir sind?

Deshalb, weil Gott uns nicht misst nach den vordergründigen Maßstäben, die unter uns zählen: die Maßstäbe des Nutzens, der Leistung, des Erfolgs, des Könnens und Wollens. Bei ihm gilt nicht unser Wollen und Laufen, sondern sein Erbarmen.

Das Erbarmen können wir nicht verdienen, sondern nur annehmen. Darum tritt an die Stelle der vielerlei Unterscheidungen, die wir nach Verdienst und Würdigkeit vornehmen, ohn all unser Verdienst und Würdigkeit die Unterscheidung zwischen denen, die sich vor Gott demütigen und als letztes Urteil über sich die Gnade dessen anerkennen, der Sünder gerecht spricht und Tote ins Leben ruft – und denen, die aus sich selbst leben, sei es vor Gott, sei es vor den Menschen.

Darum gibt es in Christus weder Mann noch Frau, weder Jude noch Grieche, weder Jung noch Alt, weder erfolgreiche noch gescheiterte Existenz, weder Schuldige noch Gerechte.

Das alles gibt es natürlich. So unterscheiden auch wir uns im Alltag. Und wer diese Unterschiede aufheben will, müsste schon die Welt aufheben. Wir dürfen und sollen uns so gelten lassen.

Aber hier, wo wir uns in Jesu Namen versammeln, hier, im Licht der Ewigkeit, zählen nicht diese Unterschiede.

Hier zählt:

- der eine Glaube
- die eine Taufe
- der eine Herr

- die eine Hoffnung, die uns verbindet
 - der eine Geist, der uns leitet
 - das eine Wort, dem wir im Leben und im Sterben vertrauen
-
- das eine Brot, von dem wir essen
 - der eine Kelch, aus dem wir trinken
-
- das eine Kreuz, das wir mit Christus leiden
 - der eine Tod, den wir mit ihm sterben dürfen

Die segnende Hand Jesu ist mehr als die gefühlvolle Geste des Kinderfreundes Jesus. Sie ist das Zeichen der göttlichen „Demokratie“, der himmlischen Emanzipation, ein kräftiges Zeichen, das uns erlaubt, den frustrierenden Kampf gegen unaufhebbare Unterschiede unter uns aufzugeben und uns und die anderen mit unseren Unterschieden an Kraft und Weisheit, Verdienst und Würde, Können und Wollen anzunehmen, weil Gott durch die eine Gnade angenommen hat.

Damit zeigt sich ein dritter, letzter Hintergrund unserer Szene, und dieser Hintergrund ist so wichtig, dass Jesus ihn selbst in den Vordergrund holt: „Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“

„Wie ein Kind“: Das hat also nicht mit der Rückkehr in eine vermeintliche kindliche Unschuld zu tun. Aber auch nichts mit der Übernahme sog. kindlicher Naivität oder mit der Anstrengung, den schlichten Wunderglauben zu wiederholen. Wir würden uns davonlaufen, wenn wir versuchten, eine Kindheit zurückzuholen, die doch vorbei ist.

Also: nicht: ein Kind werden. Aber: wie ein Kind sein, da wo wir das Reich Gottes empfangen, wo es also nicht um dies oder das, sondern um das Letzte, um uns selbst geht.

Ist der Zustand des Kindes auch nicht Unschuld und Naivität, so doch jene Armut, von der die Kinder wegzukommen trachten: empfangen zu müssen; nicht selbständig zu sein; von Liebe, Barmherzigkeit, Fürsorge leben zu sollen.

Solche Armut ist aber unsere wahre Situation zu jeder Zeit. Vor Gott sind wir in Ewigkeit Bettler, was immer wir im Leben aus uns gemacht haben, und spätestens der Tod bringt auch vor den Menschen ans Licht, wer wir sind.

„Wie die Kinder das Reich Gottes empfangen“ – das fordert darum keine große Leistung von uns: wir brauchen weder große Gerechte noch große Büßer noch große Täter zu werden. Wir brauchen nur zu sein, was wir sind: Was wir als Junge oder Alte, als Erfolgreiche oder Gescheiterte, als Zufriedene oder Unzufriedene sind: Kinder, nämlich Kinder Gottes, Bettler, Unselbständige, auf Barmherzigkeit angewiesene.

Ich weiß: uns fällt oft nichts so schwer wie dies: zu sein, wer wir sind. Gerade wenn man auf der Höhe des Lebens steht, macht man sich gerne vor, wir wären das, was wir aus uns machen. Dann sind wir sicher, wenn wir viel aus uns machen, und verzweifelt, wenn unser Leben schiefeht. Es ist nicht zufällig, dass Kinder und Alte, die aus sich noch nicht oder nicht mehr viel machen können, am leichtesten Zugang zur Botschaft des Evangeliums finden.

Es ist wohl auch wahr, dass unsere Generation, weil sie es so herrlich weit gebracht hat, gerade deshalb so schwer Zugang zu der „kindlichen“ Wahrheit unserer Geschichte findet und lieber dem Wahn nachjagt, wir kämen in das Reich Gottes, wenn wir uns noch mehr anstrengen und es auf dieser Erde mit

unserem guten Wollen und Tun erbauen. Die Flucht vor der Wahrheit über uns in die Lüge pflegt ja oft sehr moralisch zu sein.

Aber auch Generationen und Gesellschaften altern. Auch der Stärkste wird schwach. Dem Aufstieg folgt der Abstieg. Das letzte Wort über unsere Stärken heißt Tod, Untergang.

Der letzte Hintergrund unserer Geschichte ist der Hintergrund des Lebens und Jesus holt ihn in den Vordergrund, damit wir wissen, wo auch in unserem Alltag das Leben zu finden ist: bei Gott.

Indem Jesus die Kinder segnet, zeigt er uns den Weg des Lebens. Leben, in Wahrheit leben können wir nur wie die Kinder,

- Kinder im Blick auf das Reich Gottes,
- Erwachsene im Blick auf die Welt,
- die Ohnmacht der Glaubenden wird die Kraft der Liebenden
- durch den, der das Nichtige ruft, dass es etwas sei zum Lobe seiner Herrlichkeit
als die Sterbenden – und siehe, wir leben
als die Armen, aber die doch viele reich machen
als die nichts haben, und doch alles haben.